

# Neuzeit

Ruth Rouse und Stephan Charles Neill: Geschichte der ökumenischen Bewegung 1517—1948, 1. Teil (= Theologie der Ökumene, 6. Bd.). Göttingen (Vandenhoeck u. Ruprecht) 1957. XIX, 556 S., geb. DM 15.80.

Diese bereits 1954 in Englisch erschienene „Geschichte der ökumenischen Bewegung“ stellt sich eine so wohl noch nie angefaßte Aufgabe: einen Überblick zu geben über die Bemühungen um Einheit von Christen, Kirchen und Konfessionen in den letzten 4 Jahrhunderten, beginnend mit der Reformation und endend mit dem Jahr 1948. Der vorliegende Band befaßt sich in der Hauptsache mit der im Umriss behandelten „Vorgeschichte“ der ökumenischen Bewegung bis zum Jahr 1910 (Weltmissionskonferenz in Edinburgh), während der 2. Band eingehend das eigentliche Werden der ökumenischen Bewegung im 20. Jhd. schildern wird. Wie schwierig diese Aufgabe war, wie kompliziert die Fragen der Auswahl und Einteilung des Stoffes unter diesem Aspekt, liegt auf der Hand. Eine sowohl sachkundige wie allgemein verständliche und lesbare Darstellung erforderte sorgfältige Vorarbeit, die von einem unter Prof. Adolf Keller stehenden Ausschuß geleistet wurde und für die etwa 200 Berater aus vielen Weltteilen und Kirchen herangezogen wurden. Die Beiträge der 9 Verfasser dieses Bandes, z. T. sehr interessante, auf großer Sachkenntnis beruhende kirchengeschichtliche Überblicke, fügen sich so doch zu einem Ganzen zusammen. Es ist unmöglich, auf die einzelnen Beiträge hier einzugehen, sondern es muß ihre Aufzählung genügen: Nach einer begrifflicherweise sehr summarischen Einleitung über Einheitsbestrebungen vor der Reformation von Stephen Charles Neill behandeln John Thomas Mc Neill den ökumenischen Gedanken in der Reformationszeit, Martin Schmidt auf dem europäischen Festland im 17. u. 18. Jhd., Norman Sykes den gleichen Zeitraum in Großbritannien, Georg Florowski in den orthodoxen Kirchen, Don Herbert Yoder im Amerika des 19. Jhdts., Ruth Rouse die „Freien Vereinigungen und die Wandlung des ökumenischen Klimas“ und schließlich Kenneth Scott Latourette die ökumenische Bedeutung der Mission.

Man wird im einzelnen gewiß viele Fragen stellen können hinsichtlich der Auswahl und Bearbeitung des Stoffes. Aber gemessen an dem Zweck, den sich die Väter dieses Unternehmens stellten, kann man m. E. dies Werk nur lebhaft begrüßen. Es bringt nicht nur eine Fülle Material (je näher der Moderne, umso ausführlicher natürlich), sondern es leitet vor allem dazu an, unter diesem besonderen Aspekt einmal die Geschichte der Kirche eingehender zu betrachten. So heißt es in dem Vorwort zur englischen Ausgabe (v. Thadden-Trieglaff): „Kirchengeschichte ist oft unter dem Gesichtspunkt dieser Spaltungen geschrieben worden. Schon lange hatte man das Gefühl, die Zeit sei gekommen, da die Geschichte der Kirche unter dem entgegengesetzten Gesichtspunkt behandelt werden mußte, nämlich im Licht der ersten Einheitsbestrebungen, durch die sich nahezu jedes Jahrhundert kennzeichnet“. Daß dies möglich ist, ohne nun gleich die ganze Kirchengeschichte zur Vorgeschichte der ökumenischen Bewegung unsrer Tage zu machen, dürfte der vorliegende Band zeigen.

Bonn

W. Kreck

Arno Lehmann (Hrsg.): Alte Briefe aus Indien. Unveröffentlichte Briefe von Bartholomäus Ziegenbalg 1706—1719. Berlin (Evangelische Verlagsanstalt) 1957. 552 S. geb. DM 28.—.

Durch die Herausgabe dieser im Missionsarchiv der Franckeschen Stiftungen in Halle/Saale lagernden Briefe, von denen sehr viele hier zum ersten Male veröffentlicht werden, werden wir ganz nahe an den missionarischen Alltag in den

Anfängen der evangelischen Mission in Tranquebar herangeführt; daß sie sich zur Veröffentlichung und Werbung für die Mission nicht eignen, klingt wiederholt durch sie selbst hindurch. Obwohl sie mancherlei Unrühmliches berichten oder verraten, so den Streit unter den Missionaren selbst, das tiefe Zerwürfnis mit dem Kommandanten der Ost-Indischen Kompagnie, an dem zweifellos nicht nur dieser Schuld trägt, ein manchmal unangenehmes Bewußtsein Ziegenbalgs von seinen eigenen Leistungen in Selbstverleugnung mit einer gewissen Neigung zum Richten über Unbekehrte, kann der Leser dennoch — trotz theologischer Bedenken gegen den Terminus — kaum umhin, Ziegenbalgs und seiner Mitarbeiter Wirken in Indien als Heldentum anzusprechen; man kann dem Ausharren unter fortgesetzter drückendster Geldnot, unter dem qualvollen Schweigen der Heimat, das teils in deren mangelndem Verständnis, teils in den unglaublich schwierigen Verkehrsverhältnissen begründet war, unter einer unheilvoll unklaren Rechtslage bei nur geringen zahlenmäßigen Erfolgen seine Bewunderung nicht versagen.

Die Briefe geben ein deutliches Bild von der geschichtlichen Herkunft Ziegenbalgs und seiner Mitarbeiter. Wie stark A. H. Franckes Einfluß war, zeigt Ziegenbalgs Bekenntnis, „daß wir Gottes gesegnete Fußstapfen unter uns lebendig spüren können“ (S. 374) oder sein Drängen auf „lebendige Erfahrung und Ausübung“ (S. 406) der Theologie, auf eine „innerliche Gemüts-Änderung“ (S. 471) im Unterschied zur bloßen Wissenschaft, zu Lehre und Erkenntnis, oder das Bemühen um das rechte Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung, die weder miteinander zu vermischen noch voneinander zu trennen seien (S. 398). Die Beobachtung der „Gemüts-Art“ (S. 406) oder der „*restauratio imaginis Dei ipsa*“ (S. 519) entscheidet über die Zulassung zur Taufe. In der gleichen Linie liegt die Bevorzugung einer „extemporalisierten“ Predigt „nach Beschaffenheit unserer Gaben und der Fülle unseres Herzens“ (S. 75) vor der konzipierten, ein wenigstens zeitweiliges Bedenken gegen eine von der Kanzel verkündigte öffentliche Kollekte; Ziegenbalg verlangt, daß „bloß diejenigen, die da eine Erkenntnis von dem Werke hätten und sich willig befänden, zu dessen Beförderung einen Beitrag zu tun, unter sich in Geheim etwas kolligieren möchten“ (S. 434), während er später gegen die vom Herzog von Württemberg veranstaltete Kirchenkollekte keinen Einspruch mehr erhebt (S. 448 f.).

Auf der anderen Seite zeigt sich jedoch, daß Ziegenbalg sich deutlich bewußt ist, daß das Missionsfeld andere Anforderungen stellt als der Meister in der Heimat. „Diejenigen, die sich als nützliche Arbeiter in diesem Werke gebrauchen lassen wollen, müssen Europa gleichsam ganz unbrauchbar werden und sich in ihren Studien ganz nach Ostindien richten“ (S. 405 f.). Damit hängt zusammen Ziegenbalgs Hochschätzung und fleißige Erforschung der indischen Theologie und Philosophie, von der er bezeugt, daß in ihr „nicht alles so gar ungereimt sein mag, als man sich im Vaterland von dergleichen Heiden wohl einzubilden pflegt“ (S. 40), in der „man vielleicht soviel Gutes und Vernunftmäßiges antreffen würde“ (S. 40) wie in Aristoteles, und die er nicht zur Freude Franckes auch der Heimat bekannt zu machen sich bemühte, obwohl er auch imstande war, an einem Heiligtum Götterbildern die Köpfe abzuschlagen.

In Ziegenbalgs Missionspraxis und Missionsideen finden sich manche Züge, die ganz modern erscheinen. Dazu gehört nicht seine außerordentlich hohe Einschätzung der Schulen, in der er bekanntlich im Laufe der Zeit immer begeistertere Nachfolger gefunden hat; er verspricht sich viel davon, daß in ihnen „lauter christliche Prinzipien den jungen Gemütern“ (S. 57) beigebracht würden, benutzt im übrigen aber öffentliche Katechisationen als evangelistische Verkündigung. Wohl aber gehört hierher das eifrig geübte Gespräch, das mündliche und noch mehr das schriftliche, die Idee einer evangelischen Akademie (S. 64), der immer wieder vorgebrachte Plan eines Missionsseminars auf indischem Boden, in dem europäische Theologiestudenten zu Missionaren ausgebildet werden sollen, und das er nur dergestalt verwirklichen kann, daß er ein Seminar für eingeborene Evangelisten

einrichtet, der ökumenische Charakter der Mission, in der Dänen, Deutsche und Engländer praktisch miteinander arbeiten. Ja selbst die katholischen Missionare, in deren Kirche er viele Dinge feststellt, „die mit dem Heidentum übereinstimmen und durch welche sie bei den Heiden mit ihrer Religion großen Ingreß finden“ (S. 347), finden, soweit es sich um Jesuiten, namentlich der früheren Zeit, handelt, deshalb Anerkennung, „weil sie die Sprache dieser Heiden gelernt und darin sie belehrt, auch ihnen viele Bücher in solcher Sprache hinterlassen und wenig Zeremonien der römischen Kirche unter ihnen eingeführt, sondern vornehmlich sich des Disputierens mit den Heiden beflissen und auf Argumente bedacht gewesen, sie ihres Heidentums zu überzeugen und die Prinzipien der christlichen Religion vernunftmäßig zu beweisen“ (S. 348). Es zeigt sich, daß die Ansichten der Orthodoxie, namentlich etwa eines Philipp Nicolai, über die Jesuitenmission keineswegs wirklichkeitsfremde Theorie waren, und daß auch an dieser Stelle eine innere Verwandtschaft zwischen katholischer und einer bestimmten evangelischen Missionsauffassung besteht. Einen Heiligenschein zeigt Ziegenbalgs Bild in diesen Briefen gewiß nicht, aber das besagt nichts angesichts seines Bekenntnisses, das nun wiederum für alle Missionen verpflichtend bleibt: „Es wird dieses Werk alsdann erst seinen herrlichen Fortgang gewinnen, wenn es von der Welt wird sein verloren gegeben worden“ (S. 230).

Mainz

W. Holsten

John Shelton Curtiss: Die Kirche in der Sowjetunion (1917 bis 1956). München (Isar-Verlag) 1957. 360 S. geb. DM 17.80.

Dieses Buch ist in vieler Hinsicht sehr bedeutsam. Der amerikanische Historiker forscht hartnäckig in den Quellen. Wahrscheinlich gibt es keine Gesamtdarstellung der Geschichte der russischen orthodoxen Kirche seit 1917, die auf einem so breiten, z. T. bisher wenig berücksichtigten Quellenmaterial beruht, wie diese. Curtiss kommt sehr häufig zum Ergebnis, daß bestimmte Ereignisse, Tendenzen usw. nicht eindeutig fixierbar sind, wenn sie etwa nur von einer Seite dargestellt werden und möglicherweise verzeichnet oder gar verfälscht sein könnten (beispielsweise S. 145, 174 f., 268). Dieses Offenlassen vieler Fragen macht nicht eine Schwäche, sondern eine sehr eindrucksvolle Stärke der Arbeit aus. Es zeigt uns zugleich, wieviel in der Erforschung von Tatsachen und Zusammenhängen auf diesem Gebiet noch zu tun ist. Es fehlt bisher an einer grundlegenden kritischen Würdigung des Quellenmaterials. Allzulange hat man in den einschlägigen Darstellungen Legenden zweifelhaften Ursprungs mitgeschleppt. Da von der westlichen Literatur die Rede ist, ist die im westlichen Bereich, vornehmlich in Emigrantenkreisen, florierende — teils aus Vorurteilen, teils aus Wunschträumen in erklärende, wenn nicht gar im Einzelfalle zweckhafte — Legendenbildung gemeint. Nur nebenbei sei bemerkt, daß C. die einst viel diskutierte Vermutung eines Giftmordes am Patriarchen Tichon völlig übergeht (168), daß er die Auffassung, der Patriarchatsverweser Sergij habe 1927 den Kompromiß mit dem Staat durch unzulässige Zugeständnisse erreicht und die Kirche der GPU ausgeliefert, im Ergebnis ad absurdum führt (175, 180 f., 182), daß er einige Phänomene, die sich auf die sog. „Katakombenkirche“ beziehen könnten, ohne diese Bezeichnung zu gebrauchen, nur kurz streift (273). In solchen Dingen beweist C. ein erstaunliches Augenmaß für Gewichte und Proportionen. Er gewinnt es, wie gesagt, aus den Quellen und macht damit in beträchtlichem Maße etwas wett, was ihm völlig abgeht, nämlich die unmittelbare Kenntnis Rußlands, jenes aus der Erfahrung gewonnene Vertrautsein mit dem geistig-seelischen Klima von einst bis jetzt, dessen die Arbeiten westlicher Autoren meist ermangeln und das uns etwa in der Darstellung Lagowskij's („Evangelium und Osten“, Jahrg. 1938/39) so überzeugend entgegentritt. C. scheut sich nicht vor neuen Fragestellungen und vor unerwarteten „unpopulären“ Ergebnissen. Viele Urteile, zu denen C. kommt, sind schon vor ihm

Orig. v. Holst:

Fo 120

= church and

state in

Russia.

The last

years of

the Empire

1900-1917.

H, 442 S